

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Nieten und Treffer
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es kann sich nun allerdings fragen, ob diese Quellen wirklich die ursprünglichen Heilquellen gewesen seien. Eine chemische Analyse des Wassers besitzen wir weder aus dem 16. noch aus dem 17. Jahrhundert; man wird sich auch damals kaum mit bezüglichen Untersuchungen lange abgemüht haben; denn wie stand es um die damalige Naturwissenschaft: „Man las in Büchern, was die Autoren von Stein, Pflanzen, Tieren u. s. w. erzählten, aber mit eigenen Augen diese Steine, Pflanzen und Tiere zu untersuchen, kam Keinem in den Sinn“ (Karl v. Raumer). Behauptete da irgend ein Medicus oder guter Freund weiland Zunftmeister Steiner's, daß das Wasser mineralische Stoffe enthalte, und siehe da, man glaubte es Jahrhunderte lang, ohne daß man es der Mühe wert erachtet hätte, das Wasser weiter zu untersuchen.

Der Fall ist allerdings auch denkbar, daß das Wasser im Lauf der Zeiten seines Gehaltes an Mineralstoffen verlustig gegangen sei. Diese Ansicht scheint aber ausgeschlossen zu sein; denn schon im 16. Jahrhundert gab es Leute, welche an dem Mineralgehalt des Urdorfer Wassers zweifelten; so sagt 1580 der in solchen Dingen sonst sehr gläubige Conrad Gesner: „Wann sie so etwas enthalten, so ist es jedenfalls sehr gering“, welche Meinungsäußerung so ziemlich mit dem Ergebnis der chemischen Analyse des Stadchemikers übereinstimmt.

Das Wahrscheinlichste aber ist, daß die Heilkraft des Urdorfer Wassers weniger von dessen mineralischen Bestandteilen herrührte, als vielmehr hauptsächlich in den physikalischen

Eigenschaften des Wassers überhaupt bestand. Kam da Einer hin mit offenen Schenkeln, die er seit Monden oder Jahren verquacksalbert hatte, und die Wasserbehandlung brachte ihm gesunde Glieder. Und wenn man bedenkt, welche mannigfaltige Wirkungen heute die Anhänger des Wasserapostels Kneipp dem Wasser zuschreiben, muß man sich denn da noch wundern, wenn man vor 250 und mehr Jahren glaubte, das Urdorfer Wasser sei überhaupt für alle Leiden gut. Und dies glaubten die Besucher „steif und fest“. Sie waren so sehr von der unausbleiblichen Wirkung überzeugt, daß mancher vor lauter Ueberzeugung gesund wurde. So eine Art Hypnotismus!

Uebrigens mochte es auch wohl zum Aushalten sein in dem „lustigen Urdorfer Bade“ bei Wild und Geflügel, „gut Forellen, Krebs und was uns mehr beliebt“, wozu natürlich auch ein Gläschen aus dem „Näbsthäl“ oder ein Tröpfchen aus der Wettinger Trotte gehörte.

Heute spricht man von der Heilkraft des Urdorfer Wassers nicht mehr.

In dem alterthwürdigen Badehaus, „splendide constructa“, gehen Kurgäste weder ein noch aus.

Und in der geräumigen Gaststube, wo ehemals Zwingli's würdiger Nachfahr Bullinger mit andern Edeln seiner Zeit zusammen war und mit ihnen weise Reden tauschte, da sitzt heute der Bauersmann beim Sonntagschöppchen und spielt den Trumpf aus.

So wechseln die Zeiten!

Fr. Bollinger, Zürich.

— Nieten und Treffer. —

Humoristische Novelle von Rudolf Kelterborn.

„Zum letzten Bazen“ hieß die Wirtschaft, in der wir unsere Erzählung beginnen; am Abhang einer ansehnlichen Zurhöhe lag sie in eine schützende Nische eingebettet, doch nur wenige hundert Schritte von einer Krümme der sanft ansteigenden, mit soliden Mauerstreben gestützten Bergstraße, von wo man eine weite Aussicht über die mittlere Schweiz genoß. Oft schon war gefragt worden, warum man das Häuschen nicht gerade frei hinaus an die Fehre gebaut, allem Volke weithin sichtbar, und die einfache Antwort lautete jedesmal, weil die Berghalbe nicht allein Schutz gegen Wind und Wetter bot, sondern auch einen trefflichen Brunnen, ja sogar einen kleinen Wasserfall gewährte, der jedem Haushalt willkommen sein mußte. Ein weiterer Vorteil, den man nicht so geradeheraus zugestand, war der, daß diejenigen, die im „letzten Bazen“ Aufenthalt zu nehmen gedachten, nicht auf eine Stunde weit kontrolliert werden konnten, namentlich nicht von dem höher gelegenen Kurhaus zum Hochgalmen. Und darauf hatte Petronella, als sie dem alten Messerpuger und Klarinetisten von droben die Hand reichte, um mit ihm die Pinte zu übernehmen, ganz besonders gerechnet, daß die Herren, die sich droben in den Kuranstalten langweilten, recht oft ein Abstecherlein machen möchten und hier an der kühlen Halbe ein Extrachöpplein trinken, bei dessen Genuß man nicht aller Augen ausgefetzt war.

So viel vorläufig von der Vertlichkeit!

Der Zeit nach befinden wir uns in jener Periode bald nach Abschluß des deutsch-französischen Krieges, wo allenthalben, namentlich auch im Schweizerländlein, des Gründens kein Ende war und wo man meinte, es sei vor Gott und der Welt nicht zu verantworten, wenn nicht von jeder Höhe eine drei Klafter spannende Fahne

ein Hotel ankündigte, und zwar ein Hotel allerneuesten Stils mit englischen, amerikanischen und russischen Einrichtungen, mit Kellnern und Köchen, die sich lieber hätten rädern lassen als die Worte Anken und Erdäpfel auszusprechen statt Butter und Kartoffeln oder pommes, von offenen Weinen gar nicht zu reden oder von einer Serviette, die man sieben Tage lang ins nummerierte Band steckte, bis sie am nächsten Sonntag durch eine neue ersetzt wurde. Wenn ein Gast scherzesshalber gar noch zur Sprache brachte, daß man ehemals hölzerne Baderkisten gehabt, so wurde ungläubig der Kopf geschüttelt, oder man hielt ihn geradezu für einen Zeitgenossen der Urochsen und Glöche, die einst in unfrem Lande hausten.

Petronella hatte so gut wie ihr dermaliger Chemannu droben im Bellevue gedient, fand sich aber in das vornehme Wesen nie recht hinein; da nun beide ein Sümmechen erspart und die Wirtschaft am Wege um einen Spottpreis zu haben war, so zeigten sie sich rasch entschlossen und übernahmen das Ding und zwar, ohne daß der Gatte Nepomuk den ganzen Zusammenhang ahnte; denn Petronella, wie in ihrer Erscheinung, so in ihrer Gesinnung derb und eigennützig, hatte das hinfällige Männlein eigentlich nur zur Ehe genommen, weil sie als ledige Weibsperson das Pintenrecht nicht erlangt hätte; sie machte sich aber jetzt schon hinlänglich mit dem Gedanken vertraut, in nicht allzu ferner Zeit als Wittfrau selbstherrlich schalten und walten zu können. Doch die Sachen kamen ein wenig anders. Die gehofften Gäste von droben blieben aus, und statt ihrer kehrte nur geringes Volk an, Krämer, die einen Schnaps verlangten, und reisende Schüler, denen es droben zu hoch herging. Der von den Wirtskenten hundertmal wiederholte Spaß, daß das Haus zum „letzten Bazen“ heiße, weil man droben mit Kleingeld nichts



Draperie-Studie. Von Alfred van Muyden (1863). Original im Besitz des Hrn. Etienne Dubal, Maler, Genf.

ausrichte, kam ihnen nun selbst ärgerlich vor, da ihnen die Fränklein auch nicht unwillkommen gewesen wären. Des ausgeübten Klarinetten-Humor, der Gäste herbeiziehen sollte, ging bald in die Brüche; denn wenn einer zum Husten und Blutspeien verdammt ist, so ist's aus mit dem Witzmachen und Geschichtleinerzählen. Aus diesen Gründen ließ die rasch entschlossene Wirtin eine jüngere Stiefschwester, eine Waadtländerin, Blanche mit Namen, aus dem Unterwallis zu sich kommen, ein hübsches, adrettes Mädchen von freundlichem Gemüt und feinen Sitten, das gerade Widerspiel der Patronin, daß man es fast bedauern mußte, das Kind in dieser Atmosphäre zu sehen.

Das Kind war aber kein Kind mehr, sondern trotz seiner unverdorbenen Jugend ein Mädchen hellen Geistes und feinen Gefühles für das Gute, Rechte und Schickliche. Sie hatte gleich beim Betreten des neuen Wirkungskreises mit richtigem Blick die Sachlage erkannt, war vor der Aufgabe nicht zurückgeschreckt, sondern hatte ihren Stolz drein gesetzt, statt ihre Siebensachen zusammenzupacken und der unsauberen Wirtschaft den Rücken zu kehren, bei der Schwester auszuharren und ihren guten Geist walten zu lassen, daß Licht werde, wo Finsternis gewesen.

So standen die Dinge.

„Oh ich Red und Antwort stehe,“ sprach Blanche eines Vormittags zur Schwester, „muß Luft in die Stube. Mir ist's, als könnte man bei diesem Qualm

keinen guten Gedanken aussprechen.“ Damit öffnete sie die niedern Fenster, steckte Holzklötzchen davor, daß sie nicht zuklappen konnten, zupfte die gestreiften Vorhängchen zurecht, daß sie sich nicht einklemmten und an den Kanten zerreißen mußten, und wischte auch gleich ein Dutzend toter Fliegen hinaus. Das ging alles in eins weg. Dann wurde die Stube gekehrt mit einem Besen von Farnkräutern und zwar gründlich bis in die hintersten Winkel unter den Fensterbänken. Die Uhr ward aufgezogen und gerichtet. So reihte sich eins ans andre, während Petronella mehr mißvergnügt als zufrieden zuschaute; denn sie wurde von der rüstigen Schwester bald in diesen, bald in jenen Winkel gedrängt. Nepomuk hatte sich schon längst hinausgemacht, er konnte der schwachen Brust wegen die Zugluft nicht ertragen; es ging ihn auch nicht viel an, was die Schwestern zu verhandeln hatten.

„Da kannst du herumfegen, bis es Mittag läutet,“ sprach die ältere Stiefschwester ärgerlich; „ehe eine Stunde herum ist, haben die Gäste den Boden wieder versaut und die Stube mit Rauch erfüllt. Glaubst du denn, du könntest es den Bauern beibringen, bei offenem Fenster zu sitzen? Geschlossen muß es sein, alles riegelst zu, sonst meint das Volk, es sei nicht bei Seinesgleichen. Und Schälchen hinstellen für Cigarrenstummel und Pfeifenasche ist der reinste Ueberfluß. Es treibt's jeder wie er will, das halten sie für ihre Freiheit. Übrigens, was thuts, wenn auch eine Cigarre mehr oder weniger

am Boden zertreten wird? Hätten wir einen gewichsten Parquetboden wie im feinsten Hotel, es würde ihn doch niemand ästimmieren. Ich hätt' viel zu thun, wenn ich Jahr ein Jahr aus den Hund machen müßte, weil vielleicht einmal ein hochnäsiges Dämchen uns die Ehre schenkt und ein Glas Zuckerwasser verlangt und einen Bindfaden, weil ihr das Strumpfsband abhanden gekommen."

Während Blanche die auf dem Schrank stehenden Flaschen mit leichtem Lächeln abstäubte, erwiderte sie gelassen: „Es gibt allerlei Tiere und allerlei Menschen; die Schmeißfliegen fühlen sich am wohlsten im Unrat, die Schmetterlinge setzen sich auf Blumen. Ich weiß, wo ich hin gehöre. Lieber will ich hundertmal vergebens die Stube in Ordnung bringen, und wärs für niemand als für mich selbst, als daß mich ein einziges Mal ein anständiger Mensch im Schmutz überrascht. Wer aufs Äußere nichts hält, ist auch innen nichts wert. Wenn die Leute sehen, daß ich kein Stäubchen auf dem Brett leide, daß ich niemandem ein Glas vorsetze, das nicht spiegelblank, so werden sie sich nach und nach schon an Ordnung gewöhnen, nicht mehr an den Boden spucken, nicht mehr die Zündhölzchen an den Wänden anstreichen und noch mehr — in meiner Gegenwart nicht mehr unflätige Reden führen und meinen, ein jeder dürfe mich antasten, wie es ihm just einfällt."

Das letztere sagte das Mädchen mit einer ziemlich scharfen Betonung. Sie wußte wohl, warum. Petronella glaubte sich geschulmeistert; denn das Berührenlassen hatte ihr nie Kummer gemacht. Jetzt kam ihr aber die Bemerkung ganz erwünscht; gerade in diesem Punkt hatte sie der viel jüngeren Schwester, die ungestraft vornehm sein wollte, ein Wörtchen mitzuteilen, und das lautete so: „Nichts für ungut, gnädiges Fräulein, aber da wäre denn doch was drein zu reden. Hab ich gestern etwas Unrechtes von dir begehrt, daß du gleich hinauslieffst, weil der Fürsprech ein wenig zuthätig war und dich um den Leib faßte, nicht anders, als jeder Tänzer mit seiner Tänzerin thut? Da machst du gleich ein Gesicht, als wolltest du aus der Haut fahren!"

„Eben beim Tanzen," sprach Blanche entschieden, „hat man die Wahl, ob mans mit Einem wagen will oder nicht. Und der Fürsprech ist just Einer, mit dem ich nie tanzen werde, weder im Saal noch durchs Leben. Ein Kerl, der in Gegenwart von Frauen, wenns zehnmal Wirtleute sind, hundsgemeine Reden führt und überhaupt meint, jedes schmutzige Wort sei ein Witz, ein solcher Mensch soll mich unangetastet lassen, ich bin nicht seinesgleichen. Wem der Anstand aus den Augen schaut, mit dem will ich schon anders reden. Das ist unser Frauenrecht, daß wirs fühlen und verstehen, wer ein freundlich Wort und Vertrauen verdient und ein heiter Gesicht. Solang ich noch eine Hand rühren kann, Einem eine Maulschelle zu geben, so lange treibt's keiner mehr, wie der Fürsprech."

Bei diesen Worten glättete die Waadtländerin die Falten ihrer Schürze, rückte die Ärmel zurecht und musterte den ganzen Anzug, als wollte sie gerade Valet sagen.

Petronella lenkte wieder ein. Eine so schmutze Gehülfin durfte sie um keinen Preis fahren lassen: „Meinst

du etwa, ich sei etwas anders als eine anständige Frau? Komm mir nicht so! Ein wenig Spaß treiben, ist das gleich eine Sünde? Und wenn du dir etwa gar einbildest, die sogenannten Damen, — schau nur auf deine kleinen Füßchen —, wie du gerne eine vorstellen möchtest, die seien gar so unbändig unberührlich, so bist du eben ein unerfahren Kind. Da laß mich reden. Man muß nur in einem Hotel Zimmermädchen gewesen sein! Da könnte der Moses noch sieben mal sieben Bücher schreiben, wenn er auf alle die Kniffe ein Gesetz machen wollte, die deine Damen erfinden. Landaufenthalt? Hm, hm! Gesunde Luft? Wers glaubt!"

Das unerquickliche Gespräch mußte abgebrochen werden; denn es ließ sich von draußen, vom Steintisch her, der vor der Hausthür stand, ein kräftiges Klopfen vernehmen. Blanche eilte hinaus, Petronella ans Fenster. Es waren zwei städtisch gekleidete Männer, in ernstes Gespräch vertieft; sie verlangten selbender ein Schöppllein und schauten kaum auf, so freundlich auch die Welsche begrüßt hatte.

Als der gewünschte Trunk auf dem Tisch stand, wollte der eine der Gäste sofort bezahlen, weil sie wieder fort müßten. Es schien aber nur so; denn als die Rechnung beglichen war, blieben sie trotzdem noch nahezu eine halbe Stunde sitzen; offenbar hatten sie das Mädchen weg haben wollen; denn sie waren dem Gespräch ungleich mehr zugethan als dem vor ihnen stehenden Trunk, so daß die ab und zu vom Fenster beobachtende Petronella es nicht unterlassen konnte, über derartige Gäste zu maulen, die Stunden lang da sitzen und dem Herrgott den schönen Tag wegräsonnieren, statt tapfer die Zunge zu neken und einer ehrlichen Wirtin etwas zu verdienen zu geben. Blanche dagegen machte der Unzufriedenen den Vorwurf, sie solle nicht so laut reden, die Herren hätten ohnedies schon alles gehört, was man vorhin gesprochen.

„Werd mich arg genieren vor dem Knechtli," erwiderte Petronella, „der ist ja früher Schulmeister gewesen! Und jetzt zerplatzt er schier vor Hochmut, daß er neben einem Landrat sitzen darf."

Als Blanche noch einmal in den Sprechbereich der beiden Herren kam, nahm Zwingler, der als Landrat bezeichnet worden war, Anlaß, wie zufällig zu fragen, warum ein so junges hübsches Fingserchen nicht lieber droben im feinen Kurhaus bedienstet sei als hier unten im „Besten Bagen", oder ob es denn wahr wäre, daß es droben niemand lang aushalte und keine rechte Ordnung regiere. Ueber das letztere gab die Welsche eine ausweichende Antwort; um so lieber mischte sich die neugierig herzutretende Petronella ins Gespräch und gab alle möglichen Andeutungen, stets mit der Reserve, daß sie viel sagen könnte, wenn sie reden wollte, daß die Spätdrosseln anders singen als der Ruckuck im Maien, und daß ein Wespennest kein Zinnenstock sei. „Und mit den Wespen," schloß sie, „mag ich nichts zu thun haben!"

„Die gehen allezeit an die süßesten Früchte," bemerkte nun der gewesene Schulmeister. „Drum klettert Ihnen eine am Arm hinauf."

Petronella sah sich um und gewahrte mit Verdruß, daß eines der gelbgeringelten Tierchen sich an Blanchés linkem Arm zu schaffen machte; denn an diese waren



Markt in Rom.

Gemälde von Alfred van Muyden (1861).
Im Besitze des Museums Basel.

die Worte gerichtet. Knechtli warnte das Mädchen, sie möchte das Gezeier nicht reizen, sonst kriechen es in den Ärmel, und da möchte es schwerlich ohne bösen Stich abgehen, und das thäte ihm, dem Zuschauer, gerade so weh wie ihr, der Gestochenen. Blanche suchte das Tier abzuwehren; doch dieses, statt davonzuliegen, kletterte empor und suchte richtig seine Zuflucht unter dem Ärmel, der den Oberarm lose bedeckte. Nun galt es, Ernst machen, sie mußte das Kleid zurückstülpen und that es ungentert, ohne sich durch die zuschauenden Männer bezirren zu lassen. Plötzlich, während die Wespe davonflog, rief der Schulmeister, des Mädchens Arm erfassend, mit Lachen: „Ist das nicht das schönste Albumblatt von der Welt! Ein Gruß von meinem Freund Javard? Oder sind Sie nicht im Unterwallis aufgewachsen, Demoiselle, und sind Sie nicht vom Doktor Javard geimpft worden? Das ist seine Handschrift. Ich kenne sie unter Tausenden.“

Blanche, das Kleid ordnend, gab alles zu und erzählte, daß sie mit Javards Schwester aufgewachsen, daß sie ihn, den Doktor, wohl möge, und daß sie anno 70, als die abmarschierenden Truppen vaccinirt worden seien, mit vielen andern Leuten die Gelegenheit benützt und es später nicht bereut habe; denn die Franzosen hätten richtig die Blattern ins Land geschleppt.

Als die Gäste sich bald darauf verabschiedeten und die beiden Schwestern wieder allein waren, ging das Wespensurren von neuem los. Diesmal begann Petronella, und diese geberdete sich nicht nur wie eine Wespe, sondern geradezu wie eine Hornisse. „Statt deine Arme vor den Mannsbildern in so niederträchtiger Weise zu entblößen, wäre es besser gewesen, du hättest ihnen die Würmer aus der Nase gezogen und zu erforschen gesucht, was sie auf dem Galmen zu thun haben. Denn die zwei waren schon mehr als einmal oben und nicht zum Geldverklöpfen. Die haben was im Sinn. Und das müssen wir heraus haben; denn der Galmen und der letzte Bagen sind so nahe verwandt wie wir zwei, wenn du schon meinst, du seiest eine Prinzessin und habest Arme und Füße wie eine italienische Gipsfigur.“

Wachte Blanche wegen der vom Neid diktierten Sticheleien auf ihre jugendliche Schönheit entrüstet sein, oder hatte sie die durch den Namen Javard aufgeweckte Erinnerung an ihre frühern Verhältnisse und die Heimat besonders reizbar gemacht, sie gab ziemlich schroffe und blöde Antworten, aus denen Petronella ersehen konnte, daß die Schwester sich nicht mehr für ein Kind halte und daß sie trotz des Altersunterschiedes keinen eigentlichen Respekt, keine auf sittlicher Grundlage beruhende Achtung vor der Bagenpatronin habe, wie diese als Ehefrau und Geschäftsinhaberin beanspruchen zu dürfen glaubte. Das Gespräch nahm den übelsten Verlauf, der in solchen Fällen eintreten kann; es kam keine zum letzten Wort, beide verstummten allmählich, beide überzeugt, daß nur Waffenstillstand, nicht Friede eingetreten.

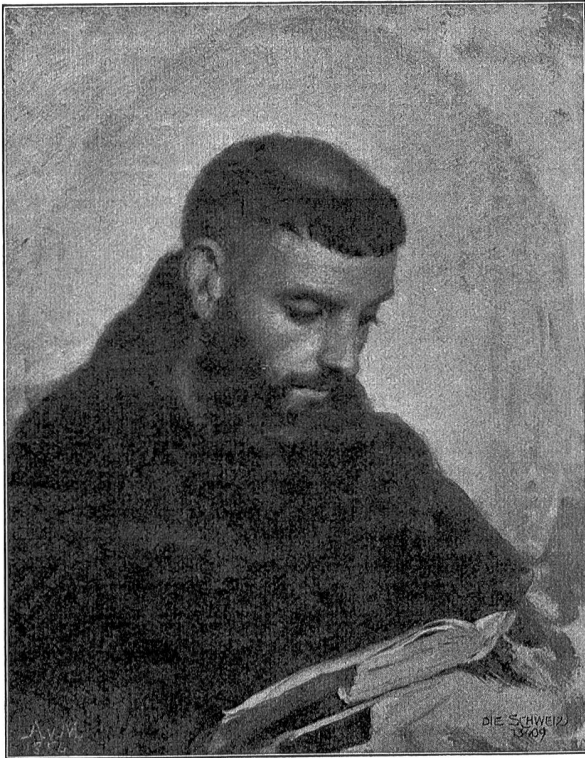
II.

Einige Tage später finden wir auf dem Galmen in einem der kleinen Speisefäle, die für besondere Gesellschaften disponibel waren, eine um die Dessertflaschen versammelte Anzahl von Herren, die sich hier ein Rendezvous gegeben, um sich über gewisse Dinge Aufklärung

zu verschaffen, die aufs engste mit dem Sein oder Nichtsein des Kurhauses zusammenhängen. Es waren Gründer des Etablissements darunter, Aktionäre und Lieferanten, die vermöge der verbrieften Finanzansprüche, die sie zu machen hatten, sich zu einem namhaften Teil als Eigentümer des Galmen betrachteten konnten. Da man sich am Vorabend der Neuwahlen für den Verwaltungsrat befand, so hatten es die Herren, von denen keiner dem andern recht traute, für passend gefunden, in nicht offizieller Weise, so recht herzlich und herzlich, als Schicksalsgenossen vorläufig einen Blick in das Getriebe zu thun und zu diesem Zwecke den Chef gleichsam auf liebenswürdige Weise zu überrumpeln, einen Blick in seine Bücher zu gewinnen oder doch wenigstens allerlei mündliche Aufklärungen zu bekommen.

Das ging indes nicht so leicht; denn erstens befanden sich mehrere der Finanzmänner infolge des reichlichen Flaschenzuspuches mehr in einer übermütig unternehmungslustigen, als in einer nüchtern prüfenden Stimmung, und zweitens war der Herr Chef — wie wohl nur einer von unten herauf — doch ein ziemlich gewandter und ebenso vorsichtiger Mann, der die Situation überblickte, alles beantwortete, ohne zu viel zu sagen, und sich auf keine Weise Feinde zu machen oder eine Blöße zu geben versuchte. Dreist behauptete er, von Vorlegen der Bücher könne ohne besondere Ermächtigung des Verwaltungspräsidenten keine Rede sein; übrigens habe dieser sie zur Herstellung des Jahresberichtes, der bei der nächsten Aktionärversammlung erstattet werden solle, zu Handen genommen; ob der Herr Präsident momentan im Oberwallis oder im Engadin oder in Frankfurt an der Börse oder am Eisernen Thor bei Orsova sich befinde, sei unmöglich zu entscheiden, überall sei seine Anwesenheit nötig, er sei an hundert Orte gebunden, sei mit einem Worte überall und nirgends. Die unklug angebrachte, halb drohend ausgesprochene Aeußerung eines der Sprecher, daß von heute bis morgen Personalveränderungen stattfinden könnten, die es den Herrn Geranten bereuen lassen würden, so wenig Vertrauen zu zeigen, wurde von diesem mit verbindlichem Lächeln dahin redressirt, daß er in solchen Sachen kein Neuling sei und schon allerlei Personenveränderungen erlebt habe, ohne darüber den Kopf oder gar ein Köllchen Louis zu verlieren. Das glaubten ihm die Zuhörer aufs Wort, wußten sie doch, daß der Gerant, der sich Enrico Salvioni nannte, eigentlich aber Heinrich oder Heinzle Sälble hieß und aus dem Hedingischen stammte, ein geliebener Fino war, der nicht nur Erfahrung, sondern auch etwas metallo sonante hinter sich gebracht haben mußte; da ihnen nun das Louisverlieren noch weniger zusagte als das Kopfverlieren, so suchten sie die Sache wieder ins Gleiche zu bringen und luden ihn ein, ein Glas Bouchierten mitzutrinken und auf das Wohl des Galmen anzustoßen.

Salvioni sagte nicht Nein; er war sicher, daß dieselben, die jetzt vor der corona seine Zurückhaltung gerügt, ihm unter vier Augen dafür Komplimente machen würden, wie er auch willens war, den Einzelnen, soweit er es passend fände, in dieses oder jenes einzuweißen, was nicht alle miteinander zu wissen brauchten; mit gewandter Sicherheit benahm er sich ebenfalls als



Jungler Kapuziner. Oestudie von Alfred van Muyden.
Original im Besiz des Herrn Etienne Duval, Maler, Genf.

ein Finanzmann, und er handelte nicht unrecht dabei; denn von unten herauf hatten ja auch die meisten der Anwesenden gebiet oder wenigstens ihre Herren Väter. Es begann die übliche Quadrille der Geschäftskünfte; Flucht und Entgegenkommen, Mißtrauen und Zutrauen, erheuchelte Unbefangenheit und grübelnde Schlaubeit hielten einander das Gegengewicht, kein Haar anders, nur etwas eleganter als auf dem Pferdemarkt, wo ein Hebräer den andern bei Seite nimmt und ihm eine Vertraulichkeit ins Ohr flüstert: „Löb, laß dr g'ragt habe, s'is a Gaul!“

Allmählich lernte der Heringer, was ihm nicht unlieb war, die einzelnen Herren und ihre Ansichten besser kennen, und er gab, was ihn selbst betraf, mit großer Seelenruhe zu verstehen, daß in keinem Fall, möchte die Zukunft was nur immer bringen, er selbst in Verlegenheit kommen werde; hier auf seinem Posten habe er sein Möglichstes gethan, das Institut zu halten und zu heben, warum sollte es ihm nicht auch anderswo gelingen. Er wußte ja wohl, daß dieselben Kapitalisten, die hier den Galmen vertraten, auch anderswo mit Aktien beteiligt waren, wo man einen umsichtigen und diskreten Mann zur Direktion willkommen heißen mußte.

Damit zog sich Salvioni wieder zurück und überließ die Trinklustigen ihren weitem Studien.

„Der Mensch gefällt mir!“ sagte Merkens, ein junger Glaskopf, seines Zeichens Bankier, sehr unternehmungslustig, dormalen erboßt, weil er nicht im Verwaltungsrat saß. Deshalb machte er sich dadurch Luft, daß er den gegenwärtigen traurigen Zustand des Galmen der oberflächlichen Aufsicht zuschrieb; es müsse, meinte er, noch ein schönes Sümmchen Geld aufgenommen

werden, um den nach so kurzer Frist schon unhaltbaren baulichen Zustand des Hauses wieder respektabel herzustellen; auch über das Inventar würde er ein ganz anderes Auge haben als bisher geschehen. Ein anderer war dawider und meinte, mit einem derartigen Geschäft verhalte es sich wie mit dem französischen Kaiserhof, je mehr man depensiere und bei den Lieferanten im Munde sei, desto mehr genieße man Ansehen beim Volk, das sei die beste Reklame; er habe seinerseits gar nichts dawider, daß man den Reingewinn der ersten Jahre sozusagen in die Schanze geschlagen und dafür von Brighton und Trouville bis Brindisi alle Wände mit Plakaten beklebt; woher sollten denn die Leute wissen, daß in diesem abgelegenen Erdenwinkel die ozonreichste Luft von ganz Europa zu finden sei. Damit war wieder ein anderer, der durch Erbschaft und nicht durch Spekulation zu seinen Aktien gelangt war, durchaus nicht einverstanden; er vertrat die Solidität und begegnete allem Schwindel und Trug mit offener Feindseligkeit; wer einen Gültbrief, meinte er, auf ein so riskiertes Unternehmen habe, der dürfe auch je am Jahresfluß auf seine gerechten Zinsen rechnen; er sei keiner von denen, die ihre Papiere jede Saison wechseln wie Strohhut und Filzhut. Damit kam das Gespräch vom Geplänkel zum Gefecht und zur Schlacht.

Dolber hieß der ehrenhafter gesinnte, reisere Mann. Er sprach unverhohlen sein Verwerfen des unlautern Treibens aus. Doch der weit jüngere Merkens, der sich gleichsam als Repräsentant des Zeitgeistes fühlte, sprach mit achselzuckendem Spotte: „Ich kann's keinem übel nehmen, wenn er heute so und morgen anders redet, heute Aktien rühmend auf den Markt wirft und sie morgen wieder heruntermacht. Man kann doch das erste Handelsprinzip, die Beweglichkeit, nicht einen Fehler nennen. Im Handel gibt es überhaupt keine andere Sünde als Kurzsichtigkeit.“

„Wenn das Ihr Schwiegervater hören könnte, der seinen Tod hinter den Farbkesseln geholt hat, er würde sich im Grab umkehren!“ meinte Dolber. „Das war ein Mensch der alten Zeit,“ erwiderte der Jüngere mit geringschätzender Ruhe. „Er hatte, das erzählte er mir hundertmal selber, einst Mühe gehabt, hundert Talle aufzubringen. Mir, wenn ich ein paar Prospekte lanciere, stehen Millionen zu Gebot, und noch vor wenigen Jahren wollten mir meine Kameraden in der Pension nicht einmal das Kästlein für den Floberschießverein anvertrauen.“

„So ist's heutzutage,“ bestätigte ein Dritter; „man muß nicht nur mit der Zeit leben, man muß ihr voraus-eilen, man muß die Zeit selber machen. Warum hat man uns die Wasserkraft vor der Nase weggekauft, warum sind uns die Wälder dort drüben weggekapert worden? Weil wir kurzsichtig waren. Und doch sind die Aktionäre der Holzstoffabrik zwei Jahre vorher Gründer des Galmen gewesen und haben ihm eine Zukunft zugesagt und haben ihn bei der Einweihung mit Champagner überschwemmt, daß alle Zeitungen davon zu rühmen wußten.“

Merkens faßte schließlich siegreich die Quintessenz der Unterhaltung dahin zusammen: „Wie sich die Moden ändern, so ändern sich die Rechtsbegriffe. Es ist ja ganz gut, wenn man nicht mehr auf offener Straße

rauben darf; aber wenn man, so gut es die Geseze erlauben, an sich rafft, was man an sich raffen kann, so ist das nichts als die reine, gesunde Vernunft, eine Selbstachtung im höhern Stile. Die sogenannten Ideale gehören ins Theater. Und auch dieses könnte sich nicht halten und präsentable Kräfte stellen, wenn es nicht an uns Kapitalisten seinen Hauptoutien hätte. Die Damen sehen sich nach neuen Hüten um, die Mediziner nach einem neuen Bazillus, die Astronomen nach einem neuen Planeten und wir nach Finanzobjekten; alles ist Mode, und wenn die Mode ausstirbt und nichts mehr Neues schafft, so verfällt die Welt dem Marasmus senilis, so kann sie untergehen.“

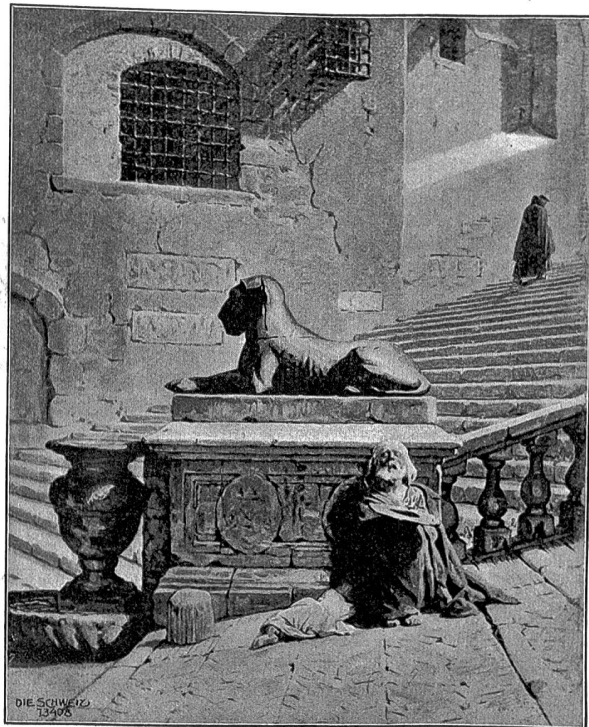
An dieses hochtrabende Prophetenwort schloß sich dann doch der Kantonsrat Reinhard, der sich bisher am wortkargsten verhalten, mit der Aeußerung an: „Schließlich ist auch die Neblaus Mode, ein ganz gehöriges Traktaudum für die Handelswelt, und der Mode werdende Marasmus senilis, den die jungen Greise zur Schau tragen, die kaum in London oder New-York die Eisen abgerannt haben! Was Sie da zum Besten geben, ist nicht Selbsterhaltung im höhern Stile, es ist die Anarchie im höhern Stile. Dann freilich ist der Staat reif genug zum Untergang, wenn es keine Männer mehr gibt, denen die Ehrenhaftigkeit höher gilt als der momentane Gewinn. Wer sich dem Selbstbetrug ergibt, wie kann man von ihm verlangen, daß er nicht andere betrügt? Dann darf man aber auch das Volk nicht mehr verdammen, wenn ihm alle Achtung vor Geseze und Obrigkeit verloren geht.“

Es fühlten Alle, daß es Zeit sei, abzubrechen; man verabschiedete sich so höflich wie möglich, jeder überzeugt, daß man in Handelsfachen seine eigenen Wege gehen müsse, und daß die Freundschaft auf diesem Gebiete nur als Formalität zu betrachten sei. Die Einen machten sich auf den Weg zu Thal, die Andern suchten ihre Angehörigen und Bekreundeten in den Buschwinkeln des Parkes auf. Zu diesen letztern gehörte Merkens, der sich einem Damenkreis zuwandte, wo er die Anerkennung zu finden gedachte, die ihm von einigen der Herren versagt worden war.

Aber da fand sich bereits ein Anderer als Hahn im Korb, Herr Doktor Matthieu Myriam, ein nicht gerade imponantes, doch sehr zungensfertiges Männlein, so recht geschaffen, um gegenüber Damen ein halbes Dutzend Zeitungen zu ersetzen. Er gehörte einer vielverbreiteten Menschengattung an. Da er sich als Universalitätskraft durchaus unzulänglich erwiesen und nun doch mit seinem Dokortitel wie mit einem akademischen Muttermal sich durch das Leben schleppen mußte, so suchte er seinen Hauptlebenszweck darin, sich in allen möglichen Gesellschaften einzudrängen, und ihm dadurch gerecht zu werden, daß er sich in kleine Aemtchen wählen ließ, in einigen Tagesblättern bald als Kunstkenner, bald als Philanthrop und Staatsretter Artikel zum Besten gab, stets mit Initialen und fünf Punkten unterzeichnet. Am Begräbnis hervorragender Personen fehlte er nie. In Gartenkonzerten und Kurorten schwärmte er wie eine Wespe um den Kuchen, stets um die Vertreter der obern Stände, fest überzeugt, daß er eine höchst willkommene Erscheinung sei. So war er überall bekannt, mehr geduldet als geschätzt, und das genügte ihm, wenn er nur

wieder etwas aufzustöbern vermochte, um sich wieder in einen neuen Kreis eindringen zu können. Die Anstiege, andere Personen höhrend nachzuäffen, und die Vorliebe, von seinen großen jetzigen und zukünftigen Leistungen zu reden, machten ihn jedem ernstern Menschen widerlich.

Er wurde vom eintretenden Merkens als alter Bekannter, zwar mit einiger Herablassung, doch freundlich begrüßt; Matthieu geberdete sich, als gehöre er von Kind an in diese Kreise, und that, gestützt auf früheres Zusammenreffen, vetterlich vertraulich mit den Damen; warum nicht auch mit Merkens, mit dem er ja früher auf derselben Schulbank gesessen. Während nun der junge Kaufmann seine Erlebnisse im Herrenzimmer nach seiner Weise an den Mann brachte, wobei er so geringschäßig wie möglich über die alten Böpfe Dolber und Reinhard urteilte, nahm der junge Mann der Wissenschaft die Gelegenheit wahr, seines Mitschülers jüngerer Cousine, Fräulein Louise, näherzutreten und so vertraulich wie möglich mit ihr zu werden. Sie war eine Witwe und galt, obgleich nicht der eigentlichen Aristokratie angehörend, für eine gute Partie, sowohl um ihrer stattlichen Erscheinung willen als des Besitzes wegen, über den sie schon gebot und der ihr noch zufallen mußte. Zwar schon seit Jahren heiratsfähig, oft genug die Königin der Gesellschaft genannt, hatte sie sich doch immer nicht vom Rechten finden lassen. Oft hieß es, sie sehe mehr auf Bildung, ganz hohe Bildung, womöglich mit akademischem Titel, ebenso oft hieß es auch, sie habe schon gewählt, nur wolle sie die blühende Jugendzeit in jugendlicher Unabhängigkeit verbringen, im geeigneten Moment aber werde sie die Welt mit einer ganz ungeahnten Wahl überraschen. Diese Ansicht fand Matthieus höchste Billigung, und er ließ es nicht an phantasiereichen Träumen fehlen, die er klüglicherweise einstweilen für sich behielt. Jetzt, in ihrer Gegenwart, galt es aber, nicht



Bettler am Kapitolaufstieg. Aquarell von Alfred van Muyden,

zu träumen, sondern das Eisen zu schmieden, dieweil es warm schien, und das glaubte er am besten dadurch zu erreichen, wenn er sich heute als gewiegten denkenden Philosophen ausgab.

Er glaubte, zwei Fliegen mit einem Schläge zu treffen, wenn er mitleidig über den Handel und mit Entsetzen von den Juden sprach; letzteres mit dem Gefühl süßer Rache; denn er sah es im Stillen auf einen eleganten Deutschisraeliten ab, der sich Louise schon mehrmals auf Promenaden und bei Tische mit Aufmerksamkeit genähert hatte. „Mir ist alles,“ sagte das Doktorchen, „ein Gräuel, was nach Knoblauch riecht!“ Und damit begann er, die Daumen im Achselloch der Weste, zu jüdeln, als wenn er zu Frankfurt in Rothschilds Heimatgäßchen studiert hätte. Doch ohne den gewünschten Erfolg, im Gegenteil, Louise machte ihm den Vorwurf: „Das mögen Sie in Studentenkreisen thun, in Finanzkreisen redet man anders; es gibt denn doch Leute unter den Juden, die für ihren Kennstall mehr ausgeben als eine Kleinstadt für ihre ganze Universität.“

Die keineswegs an Sokrates erinnernde Bemerkung wurde nicht nur von Myriam, sondern auch vom Vetter Merkens, der zufällig hingehört, als wichtiges Dictum erfaßt; der Finanzmann sah dabei seine schöne Cousine an, als möchte er etwas höchst Wichtiges aussprechen; doch schweig er und ließ dem akademischen Schwäger das Wort. Dieser ließ sich vernehmen: „Aha, Sie kennen das, die Misere des akademischen Mikrokosmos. Ich gebe Ihnen vollkommen recht. Es ist nicht auszusprechen, wie es da zugeht. Gut, daß man nicht an die Scholle gebunden ist! Ich wenigstens, sobald ich einen Ruf bekomme, schüttle den Staub von den Füßen. Was meinen Sie, Fräulein, Bonn am Rhein oder Leipzig mit seinen Gewandhauskonzerten? Das wäre auch für eine Dame ein ganz anderes Leben als die Schweiz, wo man nur die Wahl hat zwischen den Käsekeffeln des Gebirges und den Webestühlen der Stadt!“

Merkens hatte diese an die Cousine gerichtete Neußerung aufgefangen und meinte nun in zurechtweisendem Tone: „Nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten! Wenns Einer recht angreift, so kann er in der Schweiz noch viel eher zu seiner Sache kommen als in Deutschland, wo nach jedem in den Teich geworfenen Brocken fünfhundert Fische schnappen. Die Königin, die wir in der Schweiz besitzen, die Fruktifikation der Landes Schönheit, die depensiert kein Geld, sie bringt Geld ins Land, und wer ihr den Hof macht, der wird nicht mit einem armseligen Ordensbändchen abgefertigt, er ist in ein paar Jahren ein gemachter Mann. Sie thun ganz unrecht, der Sache den Rücken zu kehren. Führen Sie Ihre Feder zu Gunsten neuer Entreprisen, die ja wie Pilze aus der Erde wachsen. Material und Tendenz wird man Ihnen zustellen, Ihre Sache ist es nur, dem gemeinen Volke, den Gemeindevorstehern und so weiter gewisse Dinge in harmlos gemüthlicher Weise plausibel zu machen. Für das Andere sorgen wir schon. Für Sie wird jedenfalls mehr dabei heraus schauen, als wenn Sie eine neue Zeile zum Nibelungenlied entdecken.“

Matthieu hörte andächtig zu, verschwiegen indes wohlweislich, daß sein dermaliger Besuch auf dem Galmen bereits ins Kapitel des „Herausschauens“ gehörte; denn die Freikarte, die ihm von einer Zeitungsredaktion über-

lassen worden war, mußte selbstverständlich mit einem hübschen „Mitgeteilt“ verdient werden. Aus der Neußerung des Finanzmannes ließ sich aber auf eine noch viel weittragendere und lohnendere Tendenzpublizistik schließen; ganz besonders erfreulich war ihm, daß ihn die schöne Louise während dieser Auseinandersetzung mit vielsagenden Blicken anschaute; nur das ärgerte ihn, daß nämlich auch andere das Ding mit angehört. Er gab sich also den Anschein, die Sache als Scherz aufzufassen, und ließ den spekulativen Kaufmann in seiner Weltweisheit fortfahren: „Die Gelehrten haben es mehr als alle andern nötig, von klaren Köpfen auf den rechten Weg gewiesen zu werden. Macht einer eine Entdeckung, eine chemische zum Beispiel, die wir glücklich finanzieren können, so ist er ein gemachter Mann. Ohne uns nichts!“

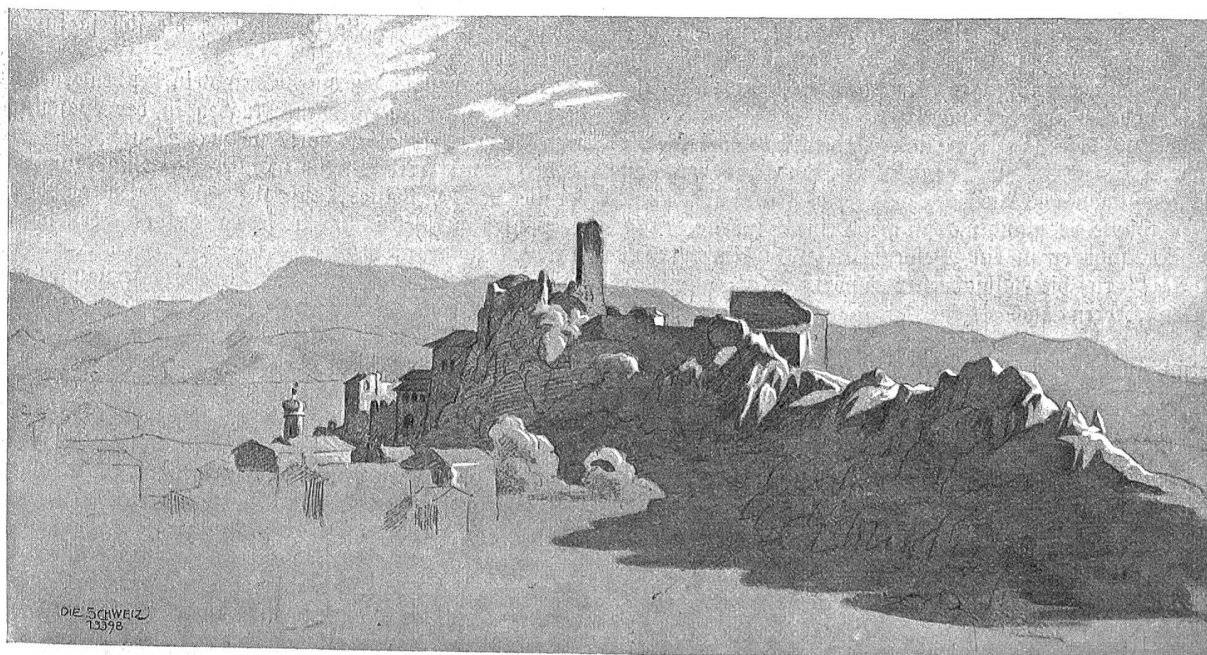
Wie Matthieu sich angesichts der Damengesellschaft als „Gelehrten“ titulierte sah, denn er bezog das alles auf sich selbst, da verging ihm vor Freuden Hören und Sehen; er machte ein tiefsinniges Buchbindergeflüster und schien gerade stante pede eine Erfindung ausbrüten zu wollen; nur wurmte ihn wieder, daß die verfluchte Chemie, von der er kein Jota verstand, obenangestellt wurde.

III.

Während dieser Unterhaltung auf der eleganten Veranda war man auch im Souterrain, im Gardemanger, nicht unthätig; doch waren es hier andere Gewalten, die ihre Kräfte gegen einander abwogen. Am Petronella, die Bagenwirtin, die früher, ehe sie den Nepomuk geheiratet, hier als Zimmermädchen serviert hatte und sich immer noch als zum Hause gehörig betrachtete, versammelte sich zahlreiches Dienstvolk, das die Kollegin für wohlberechtigt hielt, hie und da einen Besuch zu machen, Neuigkeiten mitzubringen und dafür etwas Fournage in die Tasche zu packen, um so mehr, als ihr François, der Küchenchef, besonders zugethan war. Diesmal hatte sie zum Vorwand, auszuforschen, ob etwa Blanche, deren Thun und Treiben ihr in den letzten Tagen etwas zu selbstbewußt vorgekommen war, sich auf dem Galmen um eine Stelle umsehe. Die Frage wurde verneint.

Man kam noch auf gar manches zu sprechen, vom hundertsten aufs tausendste, wie man zu sagen pflegt. Dies ging um so leichter, als François eine Flasche Pporne, die man wegen Korkgeruch refüstert hatte und der nachher noch einige ohne Korkgeruch folgten, aufmerksam ließ. „Es geht ins Allgemeine!“ war seine Redensart. Als Frau Trösch, die Verwalterin des Weißzeuges, noch herzukam, da stiftete der aufmerksame Küchenchef noch einen Bissen an die Gabel, weil das Trinken auf diese Weise dem Magen zuträglicher sei. Allgemein war man der Ansicht, daß ein Hotel noch einmal so gut marschiere, wenn man die Angestellten bei gutem Willen erhalte

„Etwas liegt in der Luft,“ meinte Frau Trösch; „es streichen Leute herum, die nicht gesonnen sind, auf nächsten Sommer hier nur zu machen, auch nicht solche, die etwas abzuessen hätten, damit sie zur Zahlung ihrer Lieferungen kommen. Man meint ja bald, man stehe unter polizeilicher Aufsicht. Vorgestern, wie ich auf dem Boden die Waschseile spannen ließ, plötzlich stehen zwei



Olevano. Bleistiftskizze mit aufgetragenen Aetherin. 1847.

da, der Schulmeister Knechli und ein anderer, und bleiben die längste Weile auf dem Estrich, thun als ob sie die Lannenwälder mit dem Perspektiv ausmessen wollten; aber ich hab's wohl gemerkt, sie haben den Dachstuhl gemustert und hernach das Treppenhaus visitiert und die Nase in alles gesteckt, was sie nichts anging. Ueberdies haben sie alles in ein Büchlein eingeschrieben und dem Salvioni aufgebunden, sie wollten abschätzen, ob man diese und jene Bergspitze sehen könne; aber das war nur drum herumgeschwätzt. Wir macht man kein X für ein U."

"Das sind ja die beiden gleichen," rief Petronella, "die bei mir gewesen, der Zwinger, der Kantonsrat, und der Knechli; der ist jetzt aber nicht mehr an der Schule, er hat jetzt die Bezirkssparkasse unter sich. Was will denn der hier?"

François, die Reige der Flasche einschenkend, gab die Aufklärung: "Wo das hinaus will, das liegt auf der Hand. Wollen wir ehrlich sein mit einander? Wenn ich schon nur Küchenchef bin, so versteh' ich das Lateinische doch, das die Späzen pfeifen. Mit dem Galmen gibt's Aenderungen, großartige. Und wir wären Narren, wenn wir nicht unser Teil zu erhaschen suchten. Eben daß der von der Sparkasse hier war, daraus sieht man, daß sie wollen Geld hineinstecken und den baufälligen Kasten, — wie's steht, das wissen wir ja alle, — ins Große umschaffen. Wir wollen ein Hotel haben, wie man sie in Interlaken hat und in St. Moritz; und wenn wir's recht anfangen, so können wir dereinst wie die Fürsten leben."

Petronella spernte die Augen auf, wie vom Donner gerührt, und offenbar bereuend, daß sie an den letzten Tagen gebunden war; aber Frau Trösch winkte zustimmend und rückte nun ebenfalls vertrauensvoll heraus: "Da wir nun mal so gemütlich beisammen sind, so will ichs nur sagen, daß mir der Salvioni, weil er denn doch mein Schinden und Schaffen alltätlich mit ansieht, schon vor acht Tagen ein gut Stück weiter-

geholfen hat zu meinem Glück, und ich bin nun, das läßt sich keiner träumen, so halb und halb Miteigentümerin des Hauses, wo ich anher nur Domestique gewesen. Zwei gedruckte Anteilscheine hat er mir gegeben, wo auf jedem 1000 Frank steht, und er gab sie mir für 965, also baar 70 Franken oder 14 schöne runde Fünfer gewonnen auf einen Streich. Aber ich soll niemand nichts sagen, meinte er, sonst wollten die andern alle auch haben. Das ist denn doch etwas anderes, so ein Gutschein, als die armseligen Sparbüchlein, die bloß drei vom Hundert tragen, und wo man fast die Seele hinterlegen muß, wenn man ein paar Fränklein zurückverlangt."

"Steht's so?" fragte François überrascht. "Ich hab' auch von den Scheinen, drei sogar, mein ganzes Vermögen! Und ich soll auch niemand nichts sagen! Aber mir hat der Sälble angegeben, er habe selber Geld nötig, um seinem Bruder, der in Nizza umgeklappt, aus der Lunte zu helfen. Und ich hab's gethan, nicht so ganz gern, weil ich mit dem Sälble nicht in Unfrieden geraten darf."

Frau Trösch fügte noch bei: "Ich hab's doppelt nötig; Trinkgelder kriegt ja unsereins so wie so keine. Man muß auch an sein Alter denken. Wenns nicht mit klingender Münze herauschaute, so hätt' ich dem Glaskasten schon längst den Rücken gekehrt. Ich will meiner Dorette, wenn sie einmal ans Heiraten denkt, gehörig unter die Arme greifen, damit ich im Alter jemand habe, wo ich zu Hause bin; und auch der Mary, wenn er etwa ein Studierter werden will, soll sich wundern, was sich eine Willifrau am Munde absparen kann."

Die Dienstglocke rief die Bedende ab. Auch die andern machten sich auf den Weg und überließen François und Petronella sich selbst und ihrem ganz intimen Zwiegespräch, das von nun an mit dem vertraulichen "Du" geführt wurde.

"Was ist's mit der Blanche," fing der Oberkoch an, "daß Du ihr nachfragst?"

„Was es mit der Blanche ist,“ warf Petronella hin, „das Mädchen will mir über den Kopf wachsen, sie bildet sich was auf ihre Schönheit ein, und s'ist ihr nicht nobel genug bei uns.“

„Das kann ich ihr nicht verdenken,“ meinte der andere; „nett ist sie, donnersnett, und hat was an sich, daß man das Anbeißen mit Gewalt verhalten muß. Wer könnte es glauben, daß sie Deine Schwester ist?“

Da fuhr er in ein Wespennest. „Du Unroß! Du Unflat!“ rief die Halbschwester empört. „Ich glaub, mir haben Herren nachgeschaut, die ganz was andres als Koch und Kellner waren, und die sich glücklich schätzten, wenn mir einer mit der Hand über den Arm fahren durfte. Ehedem warst Du froh genug über mich. Aber so seid ihr; alles Liebes und Gutes, was man euch anthut, vergeßt ihr.“

„Als wenn alles umsonst gewesen wäre!“ war die Entgegnung. „Ich glaube, was ich Dir schon zugesteckt habe und was ich Dich schon fortschleppen sah, ohne ein Wort darein zu reden, daraus könnte man ein Hotel gründen. Ich möchte nur wissen, wo ihr alles das unterbringt in eurer Boutique.“

Da die Weinflaschen bis auf die letzten Tropfen geleert waren, so schickte sich Petronella zur Abreise an; doch François hielt sie noch zurück, indem er eine neue Flasche und kleine Rippgläschen herbeischaffte: „Daß Du stehst, wie ich es gut mit Dir meine, wenn Du schon nicht mehr bist wie dazumal, so kriegst Du hier noch ein Tröpflein; was so feines, das nur die Königin von England trinkt, wenn sie s'Herzwasser krieget, Cacaoessenz, s'höchste in der Welt. Aber das rate ich Dir, daß Du mir nicht drein redest, wenn ich je einmal mit der Blanche ein lustig Wörtlein verliere.“

Er schenkte ein, und sie kostete und kostete und hielt das Gläschen abermals hin. Zugleich, um die Spende zu beschleunigen, sprach sie tröstlich: „Mach, was Du willst, am Ende ist Blanche Kellnerin und weiter nichts, und eine zuthunliche Kellnerin gehört zur Wirtschaft als Dreingabe so gut wie Zündhölzchen und Spielkarten. Ein feiner Trank ist das! Was meinst?“

„Ich versteh' schon. Kannst den Rest der Flasche mitnehmen. Wo der gewesen, wird noch mehr sein.“

Das ließ sich die Wirtin nicht zweimal sagen; doch unter der Thüre noch wünschte sie zum Abschied einen guten Rat: „Möcht' nur wissen, wie ihr das alles bei Seite schafft; zu meiner Zeit ging's höllisch streng her. Wie's scheint, läßt man jetzt fünfe grad sein.“

„Die Hauptsache ist,“ lautete die Erklärung, „daß eins dem andern nichts ausbringt. Wirst ja gehört haben, daß kürzlich der Benz mit dem Handkarren verunglückt ist. Achtundsechzig Flaschen haben wir aufnotiert; wer sagt aber, daß gerade alle müssen kaput gewesen sein?“

Als Petronella aus dem Bodengeschloß wieder ans Licht emporstieg, kam ihr die Welt doppelt rosig vor. So ist's ja immer, wenn man im Halbdunkel gewinkt, und so ist es ganz besonders, wenn man des Guten genug gethan. Sie fühlte sich höchst unternehmend und hätte gerne noch mit diesem und jenem ein Gespräch angeknüpft, gehörte sie doch halb und halb zum Inventar des Hauses; auch hatte sie durchaus nicht zu pressieren mit der Heimkehr in ihr dumpfes Nest am Berges-

abhäng. Zu was hatte sie Blanche, die sich ja für die Seele des Geschäftes hielt?

Also ward noch ein gutes Stündlein bei den Knechten in der Remise und bei den Mägden in der Waschküche vertröbelt; allenthalben hörte sie was Neues; und das gehört ja bei einer Wirtin in allererster Linie zur Förderung des Geschäftes, daß sie den Gästen was Interessantes zu bieten und in jedem Gespräch beschlagene Antwort zu geben weiß.

Mit solchen Gedanken der Selbstrechtfertigung und zugleich rechnend und sinnend, wie es ihr möglich werden könnte, auch in den Besitz eines Gutscheines auf das Kurhaus zu gelangen, vollführte sie den Heimweg.

Unterdessen hatte man im letzten Wagen auch keine Rangeweile gehabt. Eine lustige Sängerschaar hatte sich eingefunden und am Steintisch vor dem Hause Posto gefaßt. Die Ansprüche waren keine großen. Die jungen Leute meinten, hier könnten sie ungenierter eins zum Besten geben als droben im Kurgarten, wo man mit Augengläsern nach ihnen blicke und vielleicht über die Schweizerlieder die Nase rümpfen würde. Es wurde denn auch tapfer intoniert und zwar in so trefflicher Auswahl sinniger Lieder und in so zugleich schmuckloser und doch herzzgewinnender Form, daß Blanche meinte, einen solchen Tag habe sie in ihrem Leben noch nie mitgemacht. Sie mußte sich Gewalt anthun, die Sänger ihre Glückseligkeit nicht merken zu lassen. Ganz besonders wohlete es ihr, daß gerade heute Petronella nicht zugegen war; deren Anwesenheit hätte die ganze Freude vergiftet.

„Aber wo bleibt denn der Knechtli?“ hieß es bald von allen Seiten.

Blanche stuzte bei dem Namen.

„Er hat versprochen, einzutreffen,“ war die Antwort; „aber seit einiger Zeit hat er den Kopf so voll, daß nichts mit ihm anzufangen ist.“

Plötzlich war er da.

Richtig, es war derselbe, der vor wenigen Tagen vorgespochen und mit Blanche geplaudert hatte. Er reichte ihr die Hand zum Gruß, sein Blick ruhte auf ihr; doch außer einem flüchtigen Wort konnte er nichts sagen, da ihn die jüngeren Freunde stürmisch umdrängten.

Im Verlauf der Singpausen kam ein Fest zur Sprache, das in nächster Zeit in einem Städtchen der Umgebung sollte abgehalten werden, ein Sängertag, an dem die gegenwärtige Gesellschaft Ehre einzulegen hoffte; es stellte sich heraus, daß Knechtli der Vorstand des Liederkranzes war, und daß er überhaupt ein Mann von großer Beliebtheit und großem Ansehen sein mußte; denn man that ihm alle Ehre an, und wenn er das Wort ergriff, so galt er etwas in der Landsgemeinde. Blanche schätzte sich glücklich, einmal Leute bedienen zu können, die so ganz anders waren als die Schnapsler, die sonst zusprachen, und andere Zudringliche, deren man sich zu erwehren hatte. All diese jungen Männer waren frohmütig und keiner unanständig, alle zu Sang und Scherz aufgelegt, keiner verlegend; vielleicht war die Anwesenheit ihres etwas ältern Vorstandes dran Schuld, vielleicht war es die Macht des Gesanges, die sie von allem Gemeinen fernhielt. Eine Stunde war herum, eh man recht zur Besinnung kam. Schon hatten sie die Zechen bezahlt, schon hatten sich die meisten erhoben, den

Heimweg anzutreten, da meinte Knechtli, sie dürften wohl dem hübschen Meitschi zuliebe, das sie so freundlich bezieht habe, ein Extraliedlein erschallen lassen; ob sie vielleicht einen besondern Wunsch auf dem Herzen hätte. Blanche wurde verwirrt, wußte nicht recht, ob sie im Scherz oder Ernst redeten, und gab eine ausweichende Antwort. Doch, da der Vorschlag allen eingeleuchtet, probierte schon der eine und der andere mit schwacher, prüfender Stimme die Tonart, und auf einmal klang es fein und lieblich:

Han an emen Ort es Blüemli gseh,
Es Blüemli rot und wyß,
Das Blüemli gsehni nimme meh,
Drum thuet es mir im Herz so weh!
O Blüemli my, o Blüemli my,
I möcht gern bi dir si.

Und sie sangen es aus, und obs schon nur drei Strophen waren, Blanche konnnts nicht bis zu Ende hören; es ward ihr siedend heiß im Herzen, sie meinte, es wollte sie zersprengen; es schoß ihr in die Augen, daß sie davoneilen mußte, nur damit es niemand gewahr

würde. Es war ein unendliches Weh, eine unendliche Glückseligkeit über sie gekommen, daß sie sich selbst nicht mehr kannte.

Da trat als Retter in der Not der alte Nepomuk auf, der unbemerkt an der Kaute des Hauses gestanden und den Sang mit angehört hatte. Er trat freudig dankend auf die Sänger zu, entschuldigte das Mädchen, daß es so davongestürzt, es sei eben ein wildes Welschblut, und er erzählte, daß er selbst seines Zeichens Musiker sei und jahrelang die Klarinette geblasen, und daß er stets die alten Schweizerweisen in höchsten Ehren gehalten.

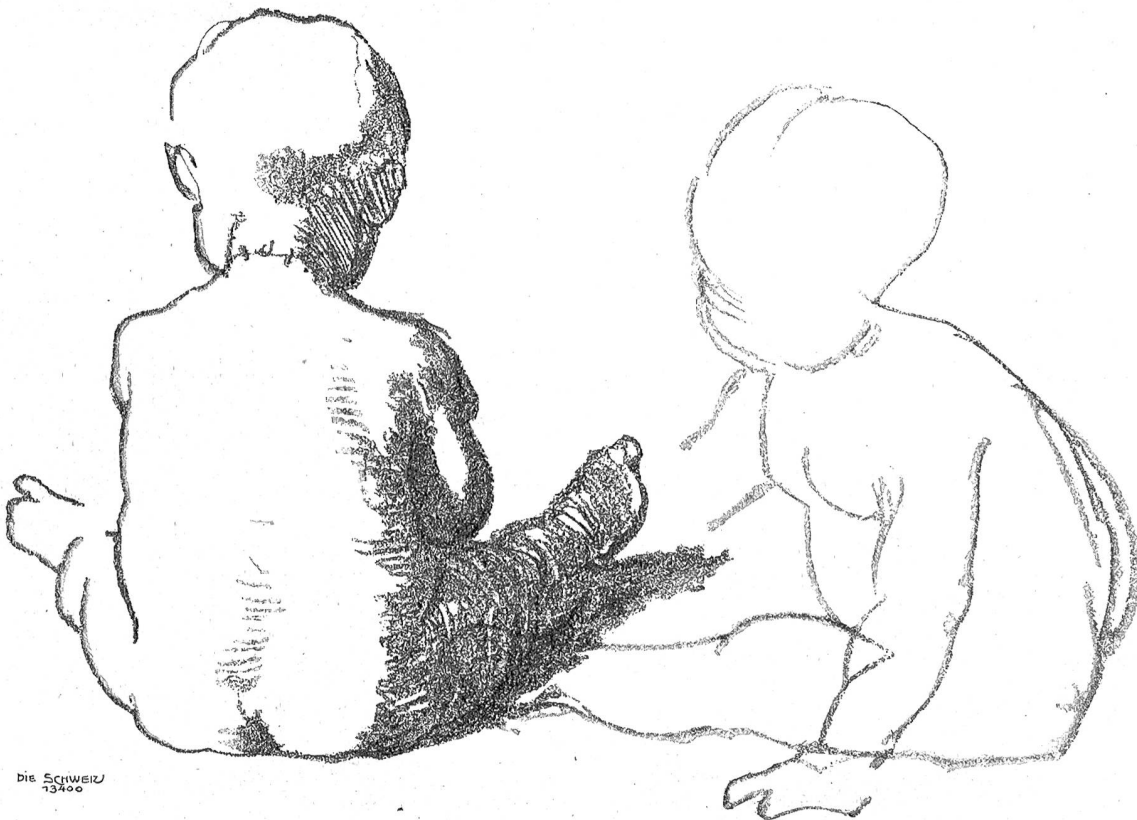
Als Blanche sich wieder unter der Thüre zeigte, nickten ihr die Abziehenden noch von der Straßenwindung freundlich zu. Auch sie machte eine grüßende Bewegung mit der Hand. Fort waren sie. Trotzdem blieb das Mädchen noch eine Weile stehn und schaute in die dämmernde Ferne, südwärts, wo ihre Heimat lag; ihre Silhouette, da sie auf der äußersten Stützmauer der Straßenecke stand, zeichnete sich fein am Abendhimmel ab, daß es eines Künstlers Auge entzückt hätte.

(Fortsetzung folgt).

✻ Meine Träume. ✻

Was wurde mir aus allen gold'nen Träumen,
Die bis zum Ueberdruß mich Narren äffen?
Sie logen alle. Volle Becher schäumen
An fremder Lippen Rand in üpp'gen Räumen.
Ich harre draußen, wo die Hunde klaffen.

Ich weiß, ich werde nie ins Schwarze treffen,
Wie werd' ich ruhen unter gold'nen Bäumen.
Drum will ich gern der Hoffnung Segel reffen.
Jedoch die Träume, die mich ewig äffen,
Sind die Pokale, die mir ewig schäumen. Rudolf Blümner.



DIE SCHWEIZ
13400

Kinderstizze. Von Alfred van Muyden (1853).
Original im Besitz des Malers Etienne Dubal, Genf.